

Die Geheimnisse der Mühle

oder

Warum Wien hungert?

So wie es hier geschildert wird, geht es heute in Niederösterreich zu, nachdem der Staatsrat uns versprochen hat, die Burgfriedenspolitiker würden dafür sorgen, daß das flache Land die Stadt versorge. Der Sachkundige, dem wir unseren Aufsatz verdanken, hat bei seiner Darstellung eine bestimmte Mühle in Auge und ist jederzeit bereit, mit seinen Angaben öffentlich hervorzutreten.

Keine Mühle draußen auf dem flachen Lande. Ein paar Stationen hinaus. Man sitzt im zerstückelten Wagon, dessen Türen ausgehoben, dessen Fenster zerbrochen sind, der schüttelt und rüttelt vor Kälte, — hört den klagenden Weibern zu, die mit ihren Taschen betteln fahren und ihr Jammer ist noch lange nicht am Ende, da ist man schon am Ziel. Vom Bahnhof, das alte Gemäuer entlang, geht der Bach mit hin zur Mühle. Wie oft war es unser Weg in früheren Tagen: in einem grünen Mai, einem goldigen Herbst, der voll Segen war, und zur Winterszeit lag eine weiße Decke hingebreitet zum Willkommen. Die romantische Mühle hatte es uns angetan. Heute treibt uns die Not hinaus, für ein paar Tage wieder wollen wir das Gespenst des Hungers scheuchen und um ein Almosen an Nahrung klopfen wir als Bettler an dem Tore unserer Jugend.

Dort steht jetzt eben eine Fuhr, schwer beladen. Saß auf Sack schlachten die Knechte auf; an 4000 Kilo dürften es sein, gesteht der Obermüller. Die Sack bergen Schrotmehl für den Metzler Schreiner im Dorf unten. Er füttert vierzehn Schweine damit. Die gehören für ein Hotel in Wien und die ganze kostbare Frucht ist „Schwarzmaierel“. Mit den Mahlscheinen geht es jetzt nicht mehr so genau, gesteht der Müllerbursch, „in drei Wochen haben wir die Mahlen...“ Das ist unser „Gott zum Gruß“ und wir treten ein.

In der freundlich trauten Stube des Müllers begibt sich eben ein kleines Wunder. Eine alte Wiener Jause ist da noch zu sehen. Stark buftet der Kaffee aus seinen Schalen, weiß wie er, Strudelstücke sind bid aufgeschnitten und Honig fällt die gläserne Schüssel. Der Müller ist gut zu uns wie einst, nur unsere Blässe will ihm nicht behagen. Wir reden gleich vom Hunger in der Stadt und er will es uns erzählen warum wir hungern müssen. Das sind die Geheimnisse der Mühle. Wie ein Roman gefaltet sich sein Bericht für uns, aber erbarmungslose Wirklichkeit hat ihn geschrieben. Nun hören wir ihm zu.

„Die ersten Wochen nach Verkündung der Republik waren die Ablieferungen der Bauern noch ziemlich ausreichend. Man hatte Angst bekommen, es könnte der Lotteriemirischkeit doch einmal an den Krügen gehen. Man nahm die versprochenen Industrieartikel mit in Rechnung und die Ablieferungsprämie von 25 Kronen für den Zentner tat das übrige. (Sächselpreis 55 Kronen für den Meterzentner + 25 Kronen Prämie = 80 Kronen; Schleichhandel trägt ihm zwar mehr, aber man traute sich jetzt doch nicht so recht im neuen Staate.) Seit 15. Jänner hat nun das Ernährungsamt diese Prämien gestrichen, der Bauer ist wieder böse und hält sein Korn zurück. Die rotgeputzte Republik hat er sich mittlerweile ja auch schon ein wenig genauer ansehen und er fällt jetzt wieder die Übernahme Scheine recht ungeniert wie vormals im Krieg. Die Einkieferungen hören nahezu völlig auf. Die Nachschublieferung trägt ihm das Behnliche ein, Geld nimmt er obendrein schon längst nicht mehr. Er läßt sich ja von den verhungerten Stadtkenten nur mit Waren bezahlen, seinem Schuster und Schneider gibt er Getreide als Zahlung und er hat sich auf diese Weise seine eigene Währung geschaffen, die ihm lieber ist als die unsere. Er verzichtet auf die Lieferungsprämie ohne Groll und läßt das Ernährungsamt um ausländisches Getreide betteln gehen. Das mit 3 Kronen ab Station wird gekauft werden müssen. Die von den Kommissionen des Bezirkes aufgetretenen aber sind in ihrem Haushalt glänzend versorgt und gestellten Vertrauensmänner, Lehrer, Kaufleute und Gendarmen, hat der Bauer jetzt wie ehedem nicht zürchten; sie kommen ja alle zu ihm mit leeren Taschen hinaus, lassen sich von ihm anjammern und beim Heimweg

der Nachschub wie durch ein Wunder voll geworden. Das ist nämlich ihr Aufbringungsdiens, wie sie ihn verstehen. Der Bürgermeister hinwieder hat so zahllose Verpflichtungen an Gastereien, ihn muß der Bauer immer und ohne Murren in erster Reihe beliefern, dann läßt er auch mit sich reden und leihet seinen Klagen gerne ein williges Ohr. Dem Ökonomen, der bei der Bezirkshauptmannschaft Liebling ist, dem werden Schrotbescheinigungen dann auch ohne Kontrolle ausgestellt; das betreffende Organ kümmert sich keinen Deut, ob es sich dabei tatsächlich um Hintergetreide (Abfallprodukte) handelt, was zu untersuchen und nur in diesem Falle zu gestatten, seine amtliche Pflicht wäre. Es herrscht eben ein gegenseitiges Freundschaftsverhältnis, ein ungetrübtes; eine Hand gibt der anderen...“

Der Gendarm aber sitzt beim Bürgermeister zu Gast, es wird da flott ausgetischt, das Mahl würzt der Wein; aber am Sonntag klopft er dafür bei den Kommissären am Fenster an, gibt dort seine Beute ab: zwei bis drei Kilo Mehl, die er einem armen Schullehrer aus Wien am Bahnhof abgenommen hat. Er glaubt auf diese Weise dem Staate geholfen zu haben und auch sein Gewissen ist mit diesem Fang erleichtert.

In Friedenszeiten gab dem Bauer der Hektar etwa 25 Meterzentner Ertrag; das war seine Ernte, sein Verdienst; im Krieg aber lieferte er davon nur mehr ein Viertel ab. Der Rest schuf ihm sein Vermögen. Dieser Betrag am Staate war ihm nur möglich durch alle denkbaren Schwindeleien mit den Mahlscheinen für den Hausgebrauch. Der Bauer geht zum Bürgermeister, spricht seinen Schein an und erhält durch die Bezirkshauptmannschaft den Mahlschein für zwei Monate. (11 Kilogramm Getreide für jede im Haushalte stehende erwachsene Person, 9 bis 6-75 Kilogramm für die Kinder je nach deren Altersstufe; aber auch auf dem Lande gibt es schon lange keine Kinder mehr; er bekommt heute für alle Personen je 11 Kilogramm zugesprochen.) Mit dem empfangenen Mahlschein nun läßt er drei bis viermal in der Lohnmühle mahlen! Wie ist das möglich? Nun, er gibt entweder den Schein gar nicht ab oder er hat ihn gerade daheim gelassen und der „Obermüller“ hört nicht nur gerne die Räder seiner Mühle rauschen, er hat auch ein seines Ohr dafür, wenn ihm das Geld im Sack klirrt. Mit dem Schein geht der Bauer dann zur zweiten und vielleicht auch dritten Mühle oder er kommt nach einiger Zeit der Vergessenheit wieder in die alte Mühle zurück und bringt mit ihm aufs neue Getreide zur Vermahlung, deren Ertrag natürlich jetzt schon für den Schleichhandel bestimmt ist! —

Geschrotet wird ins Unnehmbare, aber außerdem noch das gute Korn an das Vieh unmittelbar verfüttert. Natürlich schwindelt er mit der Schrotbescheinigung ebenso wie mit dem Mahlschein. Ja schon das grüne Korn verfüttert er ohne Bedenken, wodurch natürlich das Erträgnis seines Ackers empfindlich geschwächt wird. Er aber sagt sich, anders könnte er sich nicht helfen, denn der Staat betrüge ihn um seine Kleie, die ihm im Ausmaße von $\frac{3}{4}$ Kilogramm vom Meterzentner für die Einkieferung der Frucht gebühren würde. Er erhält wohl einen Kleiebeschein, aber der wird ihm niemals honoriert. Wo steckt dann also die Kleie der Futtermittelzentrale, wohin wird sie von den Mühlen aus verschickt? Keine Antwort!

Die Bezirksinspektoren, die von der Bezirkshauptmannschaft ernannt werden, machen wohl alle möglichen Proben und theoretischen Experimente, um das Erträgnis des Bodens zu heben, aber das sind entwederinkerliche, die in der Praxis undurchführbar sind oder dann bloß papierene Verordnungen, die in Wirklichkeit niemals eingehalten werden. Sie sind lag und nachlässig in ihren Berufspflichten, füllen sich bei ihren Kontrollgängen meistens ihre eigenen Taschen und wollen es nicht wahrnehmen, daß sie allesamt betrogene Betrüger sind. Die bäuerlichen Abgeordneten von den Kommissionen des Bezirkes aufgetretenen aber sind in ihrem Haushalt glänzend versorgt und gestellten Vertrauensmänner, Lehrer, Kaufleute und Gendarmen, hat der Bauer jetzt wie ehedem nicht zürchten; sie kommen ja alle zu ihm mit leeren Taschen hinaus, lassen sich von ihm anjammern und beim Heimweg

Bauern und Lohnmüller sind heute alle schwer reich; der Bauer hat sein Geld den Sparcassen und Banken hingegeben, im Kasten und in den Truhen ruht sein totes Kapital und nur die Kriegs-Getreideverkehrsanstalt allein glaubt noch an seine rührenden Jammermärchen von Hagel und Frost. Das Erträgnis fällt er heute schon ganz offen und in diesem Winter ist er wohl so weit, daß er überhaupt nichts mehr herausgibt, nicht für Geld und nicht für Ware. Dem Staate nichts und dem Stadter nichts. Denn heute fühlt er sich ja auch schon als — Wähler! Und hinter ihm steht darum auch die liebe Geißlichkeit mit dem großen Segen für sein schimpfliches Tun: ihm ist Verzeihung seiner Sünden im voraus gewiß und ihr sein Stimmzettel...“

Der Müller hatte sich ganz warm gesprochen. Als wir aufstehen und ihm danken wollten für das, was er uns mit auf den Weg gegeben und für das, was wir hören durften, trat der Pfarrer selbst zur Türe ein. Bettlicher Magen und geistliches Gewissen führten ihn her. Er weiß es wohl, beim Müller gibt es einen blonden „Zellerdorfer 1917“, den auch Gott nicht weigern würde, und was ihm gestern beim Gutsherrwalter nicht gelang, vielleicht gelingt es ihm hier unter dem trauten Schein der Lampe. „In drei Wochen haben wir die Mahlen“, sagte der Müllerbursch vor dem Tore. —

Wir aber fahren durch die nun dunkle, weiße Winter nacht zurück — heim in die Hungermetropole.